Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 11

Artikel: Der frisch-fröhliche Krieg : zwei Dokumente mit einer Photographie
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066009

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER FRISCH-FRÖHLICHE KRIEG

Zwei Dokumente mit einer Photographie

Wir veröffentlichen im nachstehenden zwei Dokumente. Das erste stammt von einem Vertreter jener jungen Generation, die den Krieg nicht mehr selbst erlebt hat. Das zweite wurde vom Verfasser, einem Schweizer, der sich 1914 freiwillig als Sanitätsgehilfe der deutschen Armee zur Verfügung stellte, aus seinen Tagebuchaufzeichnungen zusammengestellt.

Wir glauben nicht, dass die ahnungslose Kriegsbegeisterung des jugendlichen Einsenders des ersten Schriftstückes von der Mehrzahl seiner Altersgenosssen geteilt wird. Aber wir wissen, dass er damit heute nicht allein steht.

Die Feiern, die in diesen Wochen im ganzen Lande zur Erinnerung an unsere Mobilisation veranstaltet werden, sollen dazu beitragen, dass jedem Schweizer der Sinn dafür aufgeht, dass auch heute, und gerade heute, eine leistungsfähige Armee dringendes Gebot ist, und dass uns kein Opfer zu gross sein darf, um unser Land und unsern Staat zu schützen. Aber gerade, wenn wir für eine starke Armee eintreten und für die Stärkung des Wehrwillens unseres Volkes, haben wir die Pflicht, den Krieg jener falschen Romantik zu entkleiden, mit welcher er heute – erst 20 Jahre nach dem letzten Völkermorden – wieder umgeben wird, und ihn in seiner ganzen grauenhaften Wirklichkeit ins Auge zu fassen.

Die Redaktion.

An die Redaktion des „Schweizer Spiegels".

Sehr geehrte Herren!

..... Man schreibt ja viel über uns Junge, man dichtet uns alle möglichen guten und schlechten Eigenschaften zu. Darum wollte ich in meiner Skizze: „Vision des Krieges" zeigen, wie wir uns in Wirklichkeit zu einem kommenden Krieg einstellen.

Auszug aus der Skizze: «Die Vision des Krieges»

Sie müssen wissen, dass ich kaum zwanzig Jahre alt bin. Als einzige Erinnerung an den Weltkrieg lebt ein fernes Rollen von Kanonendonner in mir fort. Seither habe ich viel von Krieg gehört und gelesen. Ich habe mir so im Laufe der Jahre eine ganz bestimmte Einstellung geschaffen zu all jenen Tatsachen und Zuständen, die man gemeinhin als Krieg bezeichnet.

Wenn ich gelegentlich einen einsamen Spaziergang mache durch Wälder oder abgelegene Schluchten, dann kommen mir zuweilen recht seltsame Gedanken. Wettertannen und zersplitterte Felsblöcke wissen gar wunderliche Geschichten zu erzählen.

Irgendwo sind wir beide. Der Franz und ich. Eigentlich erinnert uns nur ein fernes Maschinengewehr daran, dass Krieg ist. Und wir beide sind Soldaten. Wir sehen das weisse Schrapnellwölklein über uns noch nicht. Aber wir wissen, jetzt haut's bei uns ein. Schon liegen wir in Deckung im nahen Wäldchen. Wir machen das ohne Überlegung. Einfach, weil wir uns das gewohnt sind. Hageldicht prasseln die Bleikugeln durch das Blätterdach über uns. Ich umfasse einen Fichtenstamm mit klammernden Armen. Meinen Körper presse ich ganz nahe an das duftende Holz. Ich bin jetzt nicht mehr Mensch aus Fleisch und Blut. Ich bin jetzt selber Baum und fühle, wie der Saft kühl und wohlig aus den Wurzeln durch mich emporsteigt, um Blätter und Knospen zu nähren. Nun ist es wieder still im Walde. Jede Bleikugel hat ihren Bestimmungsort gefunden. –

Ich schaue mich um nach Franz. Eben kriecht er aus einem Fuchsbau hervor und reibt sich den Dreck aus den Augen. Offenbar hat's ihn nicht erwischt. Er schaut sich um, als ob er etwas suche. Dann ruft er einen Namen. Ich weiss nicht, dass dies mein Name ist; weil ich ja nicht mehr Mensch bin, sondern ganz Baum. Franz nimmt meinen Tornister vom Boden auf und mein Gewehr. Er schüttelt den Kopf und sagt: « Schade um den Kerl. » Ich begreife nicht, worum es schade ist. Es ist ja so schön, eine Fichte zu sein. –

Wieder hallen Schläge durch den Wald. Vielleicht sind fünfzig Jahre verflossen seit jenem Krieg, vielleicht tausend. Holzhauer fällen die Fichte. «Merkwürdig, wie der Baum blutet », sagt der eine. Jetzt fällt die Fichte mit einem unheimlichen Schrei, der durch den Wald hallt. « So schreien getroffene Soldaten im Feld », sagt der andere. Wie, wenn in diesem Augenblick ein sehnendes Soldatenherz zur Ruhe gekommen und ein herbes Soldatenschicksal in Erfüllung gegangen wäre ?

Schön ist der Nachthimmel, wenn er vom Brand ganzer Dörfer gerötet wird. Feurig stehen die Abschüsse der Kanonen in der Nacht. Ich stehe im Schützengraben auf Wache. Es ist mir fast feierlich zu Mute. Ich denke an meine Mutter. « Bleibe gut und treu », hat sie mir beim Abschied gesagt. – Mutter, es ist schwer, im Krieg gut zu bleiben. Aber ich bin es dir schuldig. Dass ich schon viele Menschen getötet habe, das macht schliesslich nichts aus. Deswegen bin ich

noch nicht schlecht. Ich kann doch wieder mit meinen Händen über deine weissen Haare streichen. –

So stelle ich mir den Krieg vor. Als grosses starkes Erlebnis, das dazu berufen ist, den Wert des Menschen entscheidend zu beurteilen. Grosse Menschen des Friedens stellen auch im Krieg ihren Mann. Nicht aber jene kleinen und kleinlichen Pazifisten, jene, die auch mit dem Frieden nichts anzufangen wissen. Sie werden den Weg nicht finden zu jener Freiheit, die einem das Sterben leicht macht. –

Ich habe oft mit jungen Menschen über dieses Problem gesprochen. Antimilitaristen sind relativ selten, wenn wir ihre Zahl in ein Verhältnis setzen zur grossen Antikriegspropaganda.

Gesunde Militaristen finden wir recht viele in unserer Schweizerjugend. Dazu trägt viel der frische Geist der Rekrutenschulen bei.

Mit mir haben auch andere sich zu einem Übermilitarismus gefunden. Wir sehen im Krieg nicht nur das Negative, Unproduktive, sondern gewissermassen einen Prüfstein für alle geistigen und ideellen Werte des Menschen.

Der Krieg

Aus dem Tagebuch eines Schweizers in der deutschen Sanität

Der Marsch in den Schützengraben

Es ist eine stockdunkle, regnerische Oktobernacht 1914. Müde von dem langen Marsch, verdrossen und nass stiefeln die Mannschaften durch die aufgeweichten Strassen des französischen Städtchens. Seit Tagen regnet es ununterbrochen, der lehmige Grund ist von den schweren Geschützen, Munitionsfuhrwerken, Autos und den Tausenden von Pferdehufen knietief aufgeweicht und erschwert das Gehen ungemein.

Die schwere Feldausrüstung, Gewehr, Handgranaten, Munition, Tornister und Schanzzeug drücken auf Schulter und Rücken. Der aufgeweichte Boden hemmt den Schritt, die Stiefel sind zentnerschwer. Tiefe Ruhe in der ganzen Gegend, nur der Taktschritt der Mannschaft, das Aneinanderschlagen der Waffen ist zu hören.

Wir sind um 12 Uhr von der Bahnstation abmarschiert, bereits seit zwei Stunden unterwegs und nähern uns dem kleinen Dorf S., das seit Wochen der wahnsinnigen Beschiessung von zwei Seiten ausgesetzt ist. Ich habe mich dem an die Front marschierenden Regiment angeschlossen, um nicht den weiten Weg nach meinem Bestimmungsort, dem Feldlazarett in M., allein machen zu müssen.

Gleichgültig marschieren wir unserer Bestimmung entgegen. An der Spitze der Kolonne stapft unverdrossen der Hauptmann, ihm zur Seite der blutjunge Leutnant v. S. Beide unterhalten sich mit gedämpfter Stimme über die Richtung des Marsches.

Wir nähern uns der kleinen Ortschaft, dem einstmals so netten, sauberen Dörfchen in Nordfrankreich, zwischen zwei Höhenzügen, das seit Wochen in unmittelbarer Nähe der Feuerlinie liegt. Jetzt allerdings ist das einst so schmucke Dörfchen nur noch ein rauchender Trümmerhaufen verfallener und verbrannter Häuser, ein Durcheinander verkohlter Balken, zerschlagener Einrichtungsgegenstände.

Der Wind trägt einen eigenartigen Verwesungsgeruch von den Feldern herüber, wo vor wenigen Tagen die grosse Entscheidungsschlacht stattgefunden hat.

Diesen Schlachtfeldgeruch habe ich schon des öftern bemerkt, hauptsächlich im Sommer ist er auf viele Kilometer weit deutlich wahrnehmbar, ein Gemisch von faulenden Leichen, nassem Lederzeug, schmutziger Wäsche, Urin und Kot.

Einen Augenblick stockt die Spitze des Zuges, ein totes Pferd liegt mitten auf der Strasse. Auf dem durch Verwesung aufgeschwollenen Leib halb sitzend, halb liegend eine Soldatenleiche. Beim aufblitzenden Licht einer elektrischen Taschenlampe sieht man das bereits blauschwarz angelaufene Gesicht des Toten.

Im geöffneten Munde zeigen sich zwei Reihen weisser Zähne. Dieser hier am Strassenrand faulende Haufe war noch vor wenigen Tagen ein Mensch mit pulsierendem Leben in seinem nun verwesenden Körper. In treuer Ausübung seiner Pflicht als Soldat hat ihn hier auf der Strasse, fern von der Heimat und seinen Lieben, der unerbittliche Tod ereilt.

Der Tote war scheinbar Munitionsfahrer, denn nicht weit von den beiden Leichen liegt ein in Fetzen zerschlagener Munitionswagen und eine Anzahl Granaten, die nicht explodiert sind.

Der Körper ist ein schauerliches Gemisch von Uniformfetzen, zerrissenen Gliedern, Eingeweiden, Blut und Kot.

Verkrampfte, starre Hände scheinen in dem aufgerissenen Leibe zu wühlen.

Ganze Klumpen fetter Maden nagen emsig an den grausigen Überresten. Aufgeschreckt durch unser Licht huscht eine fette Ratte aus dem Mantelärmel blitzschnell in den aufgerissenen Leib. Die vielen vierbeinigen Totengräber machen sonst rasche Arbeit, denn in wenigen Stunden, noch bevor der Tote ein ehrliches Soldatengrab gefunden hat, ist nur noch das blankgenagte Gerippe in Stofffetzen übrig.

Glucksende Geräusche von Verwesungsgasen heben und senken die teilweise zerrissenen Gedärme und ein unbeschreiblicher Verwesungsgestank steigt süss, scharf und widerlich in die Nase.

Noch liegen Tausende von Toten in der weiten Ebene, auch dieser arme Teufel wird von uns mit Hacke und Schaufel achtlos beiseite geräumt, er muss der marschierenden Truppe Platz machen und so lange hier liegen bleiben, bis barmherzige Hände ihm und seinem braven Ross ein ehrliches Begräbnis zuteil werden lassen.

Es geht weiter in der Nacht, das soeben Erlebte ist bereits wieder vergessen, man muss sich im Felde notgedrungen an derartige Szenen gewöhnen, ohne sich weiter darüber aufzuregen. Einige hundert Meter abseits von uns ist die Stelle, wo vor einigen Tagen der Durchbruchsversuch der Franzosen gescheitert ist und so ungeheure Opfer gefordert hat. Tausende von Toten liegen noch draussen in der Ebene, zum Glück verhüllt die dunkle Oktobernacht der marschierenden Truppe den grausigen Anblick des Schlachtfeldes und nur eine nervenlähmende Ahnung von etwas Furchtbarem bemächtigt sich aller. Wir nähern uns dem Kampfgelände, die Franzosen lassen alle Augenblicke Leuchtraketen steigen, um die Gegend abzuleuchten. Unsere Neuen schauen beim aufblitzenden Licht mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen auf die vielen länglichen dunklen Punkte in der zeitweise taghell erleuchteten Gegend.

Die Ortschaft liegt bereits hinter uns, man kann die sich gegenüberliegenden Gräben der beiden feindlichen Parteien erkennen. Zu unserer Rechten liegt die deutsche Artilleriestellung hinter der Anhöhe, von wo als Antwort auf die Leuchtsignale der Franzosen die Granaten dutzendweise geflogen kommen, die Luft mit ihrem unheimlichen Pfeifen und Heulen zerreissend.

Sie platzen mit krachendem, schmetterndem Getöse kurz vor dem feindlichen Graben.

Im Feuer der Explosion sieht man gelben, schwefligen Dampf in dicken schwarzen Schwaden hochsteigen, der nach einigen Sekunden in sich zusammenfällt und am Boden verendet.

Die französische Artillerie antwortet prompt mit schweren Granaten, Schuss auf Schuss fliegt über unsere Köpfe, das pfeifende, heulende und brummende Getöse der unheimlichen Dinger lässt uns zusammenschauern.

In der deutschen Stellung kann man den Feuerstrahl des Abschusses hinter der bewaldeten Bergkuppe wie fernes Wetterleuchten den Horizont für Sekunden leuchten sehen.

Wer zum ersten Male ein Schlachtfeld betritt, die ersten Granaten pfeifend und heulend in der Luft herum sausen hört, den befällt eine eigenartige Angst von

etwas Fürchterlichem, Unsichtbarem, dessen man sich auch mit der grössten Selbstbeherrschung nicht erwehren kann.

Mit der Zeit allerdings wird auch das Gewohnheit, man wird gleichgültig, abgestumpft, macht sich zuletzt gar nichts mehr daraus.

Endlich wird Halt gemacht, das Kommando Gepäck ablegen geht von Mund zu Mund weiter, es ist noch zu früh zum Ablösen. In der Dunkelheit ist nicht zu erkennen, ob man auf der Strasse oder im Felde ist. Der Leutnant schreitet die lange Kolonne ab und instruiert uns, dass wir, sobald das Kommando gegeben wird, einer hinter dem andern im Gänsemarsch möglichst geräuschlos rechts über die Strassenböschung in den Laufgraben gehen, der in den Standort führt.

Unterdessen stehen wir im strömenden Regen, schlotternd vor Kälte und triefend vor Nässe.

Die meisten haben ihr Gepäck einfach in den Strassendreck geschmissen und setzen sich darauf, um auszuruhen.

Der Abschuss der deutschen Geschütze ist weithin sichtbar, sonst kann man nichts sehen, aber um so mehr hören.

Der Donner der französischen Geschütze ist deutlich von denen der Deutschen zu unterscheiden, die verschiedenen Kaliber der haufenweise über unsern Köpfen fliegenden Geschosse lassen sich sehr gut unterscheiden, der Geübte weiss ganz genau, welcher Art das ansausende Geschoss ist.

Obschon kein Ziel vor Augen, schiessen die Franzosen wie blöd mit Maschinengewehren in die Nacht, irgend ein Geräusch muss sie nervös gemacht haben.

Allmählich hockt einer um den andern in den Strassendreck und brummelt oder schimpft leise vor sich hin. –

Hier hocken wir apathisch und missmutig mitten im Dreck und warten. Der verfluchte Gestank ist einfach unerträglich, und zu denken, dass man hier sieben Tage, wenn nicht länger, liegenbleiben soll, ist wirklich eine nette Aussicht.

Die Unmenge der herumliegenden Toten gibt ein beredtes Zeugnis von der Heftigkeit der Kämpfe in dieser Gegend.

Erwiesenermassen haben die Franzosen in der Schlacht allein über 1500 Gefallene und die Engländer wahrscheinlich nicht viel weniger gehabt.

Nach kurzer Rast gehts weiter, obwohl keiner etwas von einem Kommando gehört hat, setzt sich die ganze Kolonne in Bewegung, einige hundert Meter weit, bis an die Knöchel in aufgeweichtem Ackerboden, durch tiefe Wasserpfützen im Gänsemarsch vorwärts. Es ist stockdunkel, so dass der Hintermann ständig achtgeben muss auf den Vordermann.

Der Gang ist so niedrig, dass man nur gebückt darin gehen kann. Wie ein Wurm, der ins Erdloch kriecht, verschwindet Mann für Mann im Tunnel, bis der letzte drinnen ist, vergeht gut eine Stunde. Ueberall sickert Wasser durch die Abdeckung, mit den tastenden Händen streift man die butterweichen Lehmwände ab, die Stiefel werden schwer wie Blei. Alle Augenblicke gleitet einer aus und reisst im Fallen einen andern mit sich in den Dreck.

Durch das Gebücktgehen ist die Lunge vollständig ausgepumpt, keuchend, stossweise atmet die Mannschaft.

Unendlich lange Minuten vergehen, im Morast stapfen wir müde vorwärts, die meisten sind den ewigen Dreck und den stinkenden Unrat der Schützengräben schon gewohnt, so dass sich keiner viel daraus macht.

Bei den Jungen ist dies nicht der Fall, diese sind noch die Ordnung und Reinlichkeit der Kaserne gewohnt, aber auch sie müssen sich daran gewöhnen.

Die Schützengräben sind überall gleich, ob in Frankreich oder in Flandern.

Bis an die Knie steht man wochenlang im Wasser, durch den anhaltenden Regen sind die Unterstände tropfnass, man hat keinen trockenen Faden mehr am Leibe, dazu kommt noch der elende Gestank nach Pisse und Latrine.

Seine Notdurft muss man in den meisten Fällen im Graben selbst verrichten,

weil man nicht heraus kann, denn die Latrinen sind abseits vom Felde.

Mein Nebenmann erzählt mir, dass sein Unteroffizier eines Tages austreten wollte. Er war gerade im Begriff, sein Geschäft zu verrichten und wurde dabei von den Franzosen beobachtet, die sich einen Spass daraus machten, seine Kehrseite als Zielscheibe zu benützen. Er wurde von einer Gewehrkugel getroffen und machte einen Satz wie ein angeschossener Hase, worüber sich die Franzosen fast kranklachen wollten.

Die Verwundung wurde schlimmer und der arme Teufel bekam Starrkrampf, woran er in wenigen Tagen starb.

Der versumpfte Graben nimmt uns auf, ganz vorne steht einer, der unausgesetzt durch das Fernglas die gegnerische Seite beobachtet, er sieht aus wie ein Dreckklumpen, voller Lehmpatzen, wie ein zusammengelaufenes Lehmmodell. Es ist Hauptmann K., sonst einer der elegantesten Offiziere des Regiments. Hier kann man so richtig sehen, was der Krieg aus einem Menschen machen kann. Nicht nur moralisch, auch körperlich kommt der Mensch herunter; wundern darf man sich darüber nicht, weder die geordnete Verpflegung ist möglich, noch hat man Gelegenheit, sich richtig zu waschen oder zu kämmen, ausser in Ruhestellung.

Für denjenigen, der von zu Hause aus etwas Komfort gewöhnt ist, kostet es am Anfang eine grosse Überwindung; im vergangenen Monat bin ich zum Beispiel während dreissig Tagen nur dreimal aus meinen Schuhen gekommen, meine Strümpfe waren mir tatsächlich an den Füssen verfault und ich habe sie durch Leinenlappen ersetzt. Mit den Kleidern ging es mir ähnlich, manchmal muss ich sie nächtelang an die Luft hängen, so stinken sie nach Dreck und Schweiss. Seife und Rasierzeug stiehlt einer dem andern, wohingegen Geld und Schmucksachen absolut sicher überall herumliegen können. Inzwischen sind die Leute auf ihre Posten gestellt, bereit ihre Pflicht zu tun.

Nachdem jeder an Ort und Stelle steht, wo er hingehört, lehnt er sein Gewehr an die Grabenböschung, schmeisst sein Gepäck hinter sich gedankenlos in den Dreck, nimmt den Stahlhelm ab und wischt sich den Schweiss mit dem Mantelärmel von der Stirne.

Nur einige Minuten verschnaufen, dann das Gewehr in die Schiesslucke geschoben und die Sauerei kann losgehen.

Interessiert schauen die meisten durch die Lucken zwischen den Sandsäcken nach der gegnerischen Seite. Man kann von hier aus den ganzen Geländeabschnitt gut übersehen.

Zuerst sieht man ein Gewirr von Stacheldraht, unterbrochen durch aufrechtstehende Holzpfosten, die Stützen des Verhaues.

Dazwischen eine Menge Löcher am Rande mit Erdhaufen umsäumt, das sind Granattrichter. Menschen sind überhaupt keine zu sehen, alles liegt geduckt im Unterstand wie die Maus im Loch.

Die Franzosen haben aber doch etwas von der Ablösung gemerkt, denn sie schiessen wie verrückt zu uns herüber und ab und zu kann man Stahlhelme am Grabenrand vorbeihuschen sehen.

Der Tag ist beinahe angebrochen, im dämmerigen Morgenlicht sieht man links von unserm Graben überall zerstreut und auch in Haufen beisammen liegend, dunkle längliche Gegenstände.

Soweit das Auge reicht, ist das ganze Gelände damit übersät. Es sind lauter unbeerdigte Leichen von der letzten Schlacht, daher rührt auch der furchtbare Gestank.

Wer weiss, vielleicht liegen auch wir, noch bevor es Abend wird, irgendwo da draussen im Dreck und krepieren langsam.

Der Angriff

Ein sonniger Herbstmorgen ist angebrochen. Für heute früh ist der Sturm auf die feindlichen Gräben vorgesehen, bevor dies möglich ist, muss die Artillerie die Stellungen sturmreif schiessen. Die Vorbereitungen nehmen Tage in An-

spruch, die Reserven müssen herangezogen werden, es muss genügend Munition zur Stelle sein, die Verpflegung muss geregelt werden, Verbandsplätze und Lazarette neu versorgt und was sonst noch zu einer derartigen Operation gehört. Apathisch wie immer sieht die Grabenbesatzung dem Ereignis mit vollkommener Ruhe entgegen, machen können sie nichts dagegen, weshalb sie sich in das Unvermeidliche fügen und ihre Vorbereitungen treffen, entweder zu sterben oder zu siegen, je nachdem das Schicksal es bestimmt hat. Es ist noch eine halbe Stunde vor der Beschiessung, gleichgültig lehnen die feldgrauen Gestalten an der Grabenwand, einige sind damit beschäftigt, Maschinengewehre in der Böschung einzubetten. Während der eine das Maschinengewehr sorgfältig prüft, hängt sich der andere mehrere Ladestreifen um den Hals, um sie sofort zur Hand zu haben.

Einen der langen Streifen bringt er in den Verschluss und legt das lange Ende liebevoll auf der linken Seite auf den Grabenrand, es soll ohne Hindernis leicht durch die Hände laufen. Der Schütze macht sich noch am Verschluss zu schaffen, sieht nach, ob die Stützen gut eingerammt sind, nachdem er alles in Ordnung befunden hat, setzt er sich nieder und steckt seelenruhig seine Pfeife an. Der Leutnant geht herum und sieht nach, ob genügend Gewehrmunition, Handgranaten und Ladestreifen vorhanden sind, jeder bekommt eine Drahtschere, damit er das Hindernis durchschneiden kann. Die neuen Handgranaten sind sehr empfindlich, wenn man die Zündschnur abgezogen hat, müssen sie geworfen werden, sonst krepieren sie in der Hand des Werfers. Um sieben Uhr soll die Artillerie das Feuer eröffnen, jetzt ist es noch zwanzig Minuten vor der Zeit, bange zwanzig Minuten, für viele die letzten Minuten ihres Lebens, ein harter, harter Gedanke, den Tod vor Augen, 20 Minuten, den kläglichen Rest eines hoffnungsvollen Lebens, was einem da nicht alles durch den Kopf geht. Kaleidoskopartig, wie ein unendliches Filmband rollt unser Leben an uns vorüber, Gewissensbisse nagen am Herzen, man möchte vieles wieder gut machen können, was man verschuldet hat. Jeder schreibt noch schnell ein paar Worte nach Hause an seine Lieben, vielleicht die letzten in seinem Leben. Bevor die letzten Grüsse am Bestimmungsort eingetroffen sind, liegt der Schreiber kalt und starr in Atome zerrissen und entstellt auf blutiger Walstatt, mit vielen Hunderten Freunden und Feinden im Tode vereint.

Man versetze sich in die Lage eines Soldaten, sei er nun jung, alt, verheiratet oder ledig, wenige Minuten vor einem Sturmangriff auf den feindlichen Schützengraben, im ungünstigsten Falle hat ihn der Tod schon im Genick gefasst, kommt er mit einer Verwundung daran vorbei, hat er Glück gehabt, diejenigen, die mit heiler Haut davon kommen, sind Bevorzugte des Glückes. Mit derber Faust wird man hinein gestossen in diesen Höllenpfuhl, den Kampf wahnsinnig gewordener Menschen, jeder nur mit dem Gedanken, wie er seinen Gegner am schnellsten töten kann.

Die Mittel dazu stellt ihm der Staat in Massen zur Verfügung, Granaten, Bomben, Giftgas, Flammenwerfer, Minen, Maschinengewehre, Luftschiffe und Flugzeuge, die das Verderben mit sich führen. Andere Kampfmittel, wie Gewehr, Bajonett und Messer sind dagegen Spielzeuge, womit man seinen Gegner nur zeitweise kampfunfähig macht. Aber das genügt nicht, es muss rascher gehen, eine Mine zur richtigen Zeit gesprengt ist wirksamer und rafft die Menschen gleich zu Hunderten dahin und wenn das noch nicht genügt, warum nicht gleich mit einigen Hundert von Flugzeugen, mit Tausenden von Tonnen Giftgas.

Noch drei Minuten, bis die Beschiessung losgeht, das Wetter hat sich die letzten Tage merklich gebessert, der heutige Tag verspricht heiter und sonnig zu werden, günstig für die Operation. Ich stehe mit der Uhr in der Hand etwas

abseits, da wo der erste Graben nach Süden zu verläuft, in einem Teil, der nicht besetzt ist. Ich habe das ganze Gelände der beiden feindlichen Parteien gut vor Augen. Meine Uhr zeigt 7 Uhr 59 Sekunden, ich bin neugierig, ob die preussische Pünktlichkeit heute standhält. Jetzt springt der Sekundenzeiger auf 60. Ein dumpfer Donner, ein Sausen und Pfeifen in der Luft, wenige Sekunden später ein schmetternder Schlag, wenige Meter hinter den französischen Gräben geht der bekannte, zuerst schwefelgelbe, dann schwarze Schwaden wie eine dichte Wolke hoch, reisst Erde und Ackerschollen, Gebüsch, Bäume und Felsbrocken mit in die Luft. Langsam in sich zusammensinkend, ist der giftige Qualm noch nicht verschwunden, ist bereits die zweite Granate, kaum 50 Meter vor der feindlichen Linie, mit Höllenspektakel zu Atomen zerschmettert, ebenso die dritte.

Nun folgt Schuss auf Schuss, ohne Unterbrechung, immer ein Einschlag näher als der andere. Der Gegner wehrt sich, auch dort folgen sich die Abschüsse der Geschütze Schlag auf Schlag, ein richtiges Trommelfeuer, das Tod und Verderben in die Reihen speit. In kurzer Zeit hat sich eine Hölle von Geschossen aufgetan. Die Franzosen erwidern das Feuer mit ungewohnter Heftigkeit, sie zielen so genau, dass jeder Schuss dahin fliegt, wo er hin soll.

Die schweren 29er Granaten hauen mächtige Risse in unsere Verschanzungen, der eigenartige klirrende Ton der platzenden Geschosse ist charakteristisch für französische Granaten. Balken, Bretter, Sandsäcke, Versteifungen, Haufen von Erde und Steinen, sowie ein Hagel von Metallstücken spritzen hoch. Trotzdem ich gut 100 Meter weit abwärts in guter Deckung bin, bekomme ich doch einen derartigen Guss Dreck, Sand und Steine über mich, dass ich im Moment denke, die Erde sei geborsten. Kaum bin ich zur Besinnung gekommen, pfeift und heult es schon wieder über mir und gleich darauf eine Detonation, die mir das Blut aus der Nase treibt, gleichzeitig fliege ich gut fünf Meter auf die Seite an eine Absteifung des Grabens, dass mir Hören und Sehen vergeht. Ein paar Sekunden liege ich ganz blöde und benommen im Dreck, die Hölle ist über mir los, hinter mir höre ich Pfeifen und mattes, dumpfes Geknatter der Gewehre und Maschinengewehre, beim Einschlag wie nachklingende Peitschenschläge in der Grabenwand. Die platzenden Geschosse kommen zu Hunderten, Dutzende auf einmal und ein Hagel von Bleikugeln der platzenden Schrapnells schlägt auf die Wellblechabdeckung der Unterstände mit trommelartigem Geräusch.

Himmel und Erde sind in Aufruhr, die Franzosen schiessen mit 31er Granaten, sie kommen mit einer so unheimlichen Wucht daher, als ob schwere Schnellzuglokomotiven mit hemmungsloser Geschwindigkeit dahersausten. Das Bersten dieser Ungeheuer gemahnt an das Ausladen von Hunderten von Tonnen Eisen.

In kurzer Zeit sind die Drahtverhaue zwischen den Gräben in Atome zerschmettert, die Wolfsgruben zugedeckt, die hochfliegenden Erd- und Steinmassen begraben alles unter sich.

Der furchtbare Artilleriekampf, dieser Wirbel sich kreuzender Geschosse und ihre grausame, furchtbare, alles vernichtende Wirkung ist das Tollste und Grauenerregendste, was ich im Kriege je gesehen habe. Ich wage nicht daran zu denken, wieviel Leben dabei vernichtet wird. Der Tod hält eine schaudervolle Ernte. Über dem ganzen Abschnitt, soweit das Auge reicht, liegen stinkende dicke Schwaden von Pulver und Säuren, die Luft ist neblig vom Dampf der Explosionen. Über drei Stunden hält das rasende Feuer an, endlich gegen Mittag flaut es langsam ab.

Dem langanhaltenden Gedröhne der Artillerie folgt das Tak-tak der Maschinengewehre und ein rasendes Gewehrfeuer, die Gräben sind sturmreif, das Hurrageschrei übertönt für Minuten den Lärm der Geschosse. Unsere sind bereits aus dem Graben und stürmen mit ge-

fälltem Bajonett sprungweise nach den feindlichen Gräben, der Nahkampf beginnt, Handgranaten fliegen dutzendweise herüber und hinüber, die Hindernisse sind zerfetzt, das Verhau bildet kein Hindernis mehr, ich sehe sie rennen, stolpern, hinfallen, massenweise vor dem feindlichen Graben liegen bleiben. Die weiter hinten nachkommen rennen in tollen Sprüngen mit aufgerissenen Mäulern und stieren Augen über sie hinweg, ohne Rücksicht auf am Boden Liegende. Noch einige Sprünge und sie sind in der feindlichen Stellung eingedrungen. Dumpfes Getöse, Schreie, Detonationen, ein Aufeinanderprallen von Waffen, lautes Gestöhne ist zu hören, dann wird es still, unheimlich still, man ahnt den Schnitter Tod, der grinsend über die blutige Walstatt geht. Der furchtbare Kampf ist für Minuten ausgekämpft, aber nur kurze Zeit hält die Ruhe an, rasch sammeln sich die versprengten Franzosen zu neuem Kampf, der verlorene Abschnitt muss wieder genommen werden, der Feind darf nicht zur Ruhe kommen; noch ist das Todesröcheln der Gefallenen nicht verstummt und schon beginnt das Kampfgetöse von neuem, der Feind stürmt zurück, ein Höllenlärm hebt an, der Hagel platzender Geschosse ist unbeschreiblich, die Luft ist erfüllt von den Dampfbüscheln des Sprühfeuers. Schwer, grün, Wollknäueln ähnlich, fahren gigantische Rauchbesen in den Morgenhimmel, alles erstickt von den giftigen Gasen der Geschosse. Der tosende, ungeheure Lärm hört sich an wie Legionen fallender Stahlplatten. Im Regen der Maschinengewehrkugeln fallen die Anstürmenden wie hingemäht, die Verhaue hängen voller Toter und Verwundeter, der Raum zwischen den Gräben ist dicht übersät von Toten. Die Unseren müssen weichen. Die wenigen, die noch am Leben sind, gehen sprungweise zurück in die alte Stellung, der Feind hat seine Stellung erneut genommen. Umsonst die vielen Opfer, der Grabenkrieg beginnt von neuem. Nach dem grausigen Kampf entfesselter Dämonen sieht der Schauplatz des Dramas schreckenerregend aus, Hunderte von Gefallenen und Toten liegen auf dem Felde. Was vor wenigen Minuten noch hoffnungsfroh in den neuen Tag geschaut, liegt nun steif und starr auf dem blutigen Rasen, in der verkrampften Hand noch die Mordwaffe. Die Luft ist noch erfüllt von den giftigen, beizenden Schwaden der explodierten Geschosse.

Nach der Schlacht

Um sieben Uhr marschieren wir von unserem Lazarettposten ab, um das Schlachtfeld von den Toten zu säubern.

Der Weg ist ungefähr ¾ Stunden von unserem Lazarett entfernt und geht immer der Landstrasse entlang. Beim Wegweiser nach Ch. führt er in ein Rübenfeld, das sich an einen Streifen Wald und dieser an einen Hang anlehnt. Das ehemalige Schlachtfeld ist zirka zwei Kilometer breit und drei bis vier Kilometer lang, über und über mit zerschossenen Schützengräben, Minentrichtern und Granatlöchern übersät. Die zusammengeschossenen Drahtverhaue, die Hindernisse, die zerschossenen Bäume, die unzähligen herumliegenden Ausrüstungsgegenstände bilden ein Durcheinander, das nicht zu beschreiben ist. Überall liegen Haufen von Leichen, einige ragen aus Erdschütten, stecken zwischen geborstenem Gebälk, liegen in roten Pfützen, stehen beinahe aufrecht da, einzelne in halbsitzender Stellung, wieder andere knien, liegen auf dem Gesicht oder dem Rücken. In den zusammengeschossenen Gräben liegen sie haufenweise übereinander, mit verglasten Augen, in den fleischlosen wächsernen Händen noch Schaufel, Pickel oder irgendeine Waffe haltend. Man tritt auf Uniformen, Tornister, Waffen, Geschirre und im Regen aufgeweichte Brotlaibe.

Die Träger beginnen ihre übergrosse, beschwerliche Arbeit schweigsam und gemessen auf diesem grauenhaften To-

tenacker. Im dicksten Haufen Leichen findet sich ab und zu noch ein Lebensfunke. Einige Träger keuchen unter der Last eines Menschenleibes den steilen Hang hinunter, eine lange Kolonne schaufelt die halbverschütteten, mit Leichen gefüllten Minenstollen zu.

Die Kolonne nimmt die ganze Breite des Feldes ein, in 50 Schritt Abstand bilden sie eine lange Kette, jeder hat seine Arbeit, ein Teil nimmt die Fundgegenstände auf und verladet sie auf Wagen, die langsam nachfahren, andere nehmen die Toten auf, die sie auf eigens für diesen Zweck hergestellten Tragbahren aus Drahtgeflecht in langen Reihen an den Rand der Massengräber hinlegen. Zu meiner Gruppe gehörten ausser mir noch sechs Mann, zwei Sanitäter und vier Armierungssoldaten. Wir machten uns zuerst an das Aufräumen der Schützengräben und Laufgräben, allerdings sind viele davon halb zugeschüttet infolge des Artilleriefeuers und der hochgegangenen Minen. Selbstverständlich werden diese Toten nicht mehr ausgegraben, sondern an Ort und Stelle einfach zugeschüttet, während wieder andere Gräben bis an den Rand mit Leichen gefüllt sind und die sich nicht zuschütten lassen. Im ersten gestürmten französischen Graben fanden wir Dutzende von übereinander getürmten Leichen. Der Anblick eines solchen Grabens ist auch für den, der den Anblick gewohnt ist, ein entsetzlicher und es kostet eine Überwindung, auf den Haufen der übereinanderliegenden Toten herumzutreten, leider ist es nicht anders möglich die Knäuel zu entwirren. Abgesehen von dem grauenhaften Anblick einzelner, kommt noch hinzu, dass viele schon tagelang bei Regen, Schnee oder Sonnenschein draussen liegen und in einem Zustand vorgeschrittener Verwesung sind.

Der furchtbare, unbeschreibliche Gestank, die Miriaden von Schmeissfliegen, Maden, Würmer, welche die Leichen anfressen, dann die Legionen fettgefressener Ratten, verwilderte Hunde und Katzen, nicht zu vergessen die Schwärme von Raben, die hier Orgien feiern. Grauenhaft und fürchterlich, wie hier Handgranaten, Bajonette, Messer und Gewehrkolben gehaust haben, noch vor wenigen Tagen blühende Menschen bilden einen wirren Haufen von blutgetränkten Uniformen, zerrissenen Leibern, eingeschlagenen Köpfen und abgerissenen Gliedmassen. Ausser deutschen und französischen Regulären liegen ganze Haufen Marokkaner und Kolonialsoldaten hier herum.

Mühsam ist unsere Arbeit und beschwerlich, Stück für Stück holen wir heraus und schleifen sie über die Böschung des Grabens, aber immer geht es nicht so leicht.

Ein französischer Alpenjäger hat einen Deutschen dermassen mit beiden Armen umschlungen und die vier Beine bilden einen verkrampften Knäuel von Gliedmassen, dass es uns unmöglich ist, die beiden auseinander zu zerren, mit Strikken müssen wir sie hochziehen und hinlegen. Einem deutschen Landwehrmann hat einer ein französisches Bajonett bis zum Heft in das eine Auge gestossen, die Spitze ragt am Genick heraus, ein Franzose hat sich beim Fallen daran aufgespiesst. Köpfe sind zu einer unförmlichen Fleischmasse zerschmettert, vermischt mit Ackerdreck, Grasbüscheln und Holzsplittern.

Die blutige Masse ist mit fetten Maden gespickt, beim Aufnehmen fliegen aus den weit aufgerissenen Mäulern Schwärme von Schmeissfliegen, blauglänzend und dick.

Trotz des kühlen Wetters schwitzen alle, wenn eine Ruhepause gemacht wird, was immer der Fall ist, wenn wir eine Leiche über der Böschung geborgen haben, dann zündet jeder eine Zigarette oder Pfeife an und raucht wie ein Schlot.

Der Haufe beginnt sich zu lichten, je weiter nach unten wir kommen, um so schrecklicher der Anblick, zum Glück habe ich eine Flasche Rum bei mir. Es ist unglaublich, welch eine Gottesgabe in derartigen Fällen ein gehöriges Glas

Schnaps ist, ich, der sonst selten oder nie Schnaps trank, vertrage ihn hier wie Wasser. Ähnlich geht es auch meinen Begleitern, die auch ihr Teil abbekommen. Ich habe selten Leute so ruhig und gewissenhaft ihre Arbeit verrichten sehen, keiner macht den Mund auf, alle beeilen sich so gut sie können, nur um fertig zu werden. Am liebsten würde man mit Hacke und Schaufel den ganzen Haufen menschlichen Unrat einfach zudecken, aber es geht nicht.

Wir müssen möglichst noch feststellen, wer der Tote war, zunächst erst einmal alles zusammentragen und in Reih und Glied legen, das andere kommt später. Schon das Nebeneinanderlegen nimmt der Sache einigermassen das Grausige des Anblicks. Die anderen Suchmannschaften sind inzwischen aufgerückt und haben bereits eine Menge Toter zusammengetragen. Für uns bleibt noch eine schwere Arbeit zu tun, die in den Verhauen Hängenden sind noch nicht geborgen, auch eine ansehnliche Menge, wie ich von hier aus feststellen kann. Einige sind derart darin verwickelt, dass es Mühe kostet, sie herauszubringen, ohne Drahtschere geht es überhaupt nicht. Merkwürdig, welche Kraft es braucht, um aus den blauschwarzen, verkrampften Händen ein Gewehr, eine Handgranate, einen Revolver oder einen sonstigen Gegenstand zu zerren. Noch haben wir ein Grabenstück zu räumen, in welchem es einen Nahkampf gegeben hat. Wie erbittert hier gekämpft worden ist, zeigen die schrecklichen Bilder, die sich unseren Augen darbieten. Ein Franzose hat vier Finger der einen Hand tief im Munde eines Deutschen, dessen Zähne sich festgebissen haben, dem oben liegenden Franzosen ragt ein handgrosses Stück einer Granate aus dem aufgerissenen Rücken, dem Deutschen fehlt die halbe Schädeldecke, die furchtbare Wunde ist ein grausiges Gemisch von Gehirn, Blut, Dreck, Gras und Knochenteilen. Abgerissene Beinstümpfe und Gliedmassen liegen herum, von denen man nicht wissen kann, wem sie gehören. Am Grabenrand steht ein Senegalneger, aus dessen aufgerissenem, blutigen Leibe Darmschlingen bis zu den Schuhen herunterhängen, der linke Arm bildet nur noch einen blutigen Stumpf mit Sehnen und Fleischfetzen. Die Kopfhaut mit den krausen schwarzen Haaren hängt wie eine Kappe über dem Gesicht, das Ganze wimmelt von krabbelnden Maden. Ein anderer ist mit einem Bajonett durch den Mund an einen Stützpfosten gespiesst, er hat im Todeskampf beide Hände mit gespreizten Fingern um seinen Hals gelegt, die trüben, milchigen Augen sind aus den Höhlen gequollen, eine furchtbare Fratze.

Hier ist ein französischer Offizier auf die Knie gefallen, auf den Unterschenkeln sitzend, der Kopf ist tief nach hinten gefallen, der Hals ist bis zum Wirbelknochen durchhauen, zwischen den Knien liegt der schwere Armeerevolver. Die ganze Vorderseite des Körpers ist mit Blut getränkt, die mit mehreren Medaillen dekorierte Brust zeugt von der Tapferkeit des braven Soldaten, der sein Blut für das Vaterland vergossen hat.

Einige der Toten sind derart verstümmelt, dass man sie überhaupt nicht mehr erkennen kann. Ein wahres Golgatha tut sich vor uns auf. Man stösst auf schwarze gedunsene Leichen, von Millionen krabbelnder Tiere so grässlich angenagt und entstellt, dass alles Persönliche verwischt und das Menschliche vollständig ausgetilgt ist.

Der Nachmittag vergeht mit Zusammentragen und Einlegen der Toten in die Massengräber. Hochbeladen stehen die Wagen zur Abfahrt bereit. Ein volles Tausend braver Soldaten, ohne einige total Verstümmelte, die, in Zeltbahnen eingewickelt, stückweise zusammengesucht werden mussten, ohne zu erkennen ob Freund oder Feind.

Vorläufig können wir die Gräber noch nicht zuschaufeln, sie werden vorerst mit Bohlen abgedeckt. Morgen ist feierliche Beerdigung, erst muss der Feldgeistliche die Leichen einsegnen, be-

reits bauen die Zimmerleute einen Altar und schmücken ihn mit Tannenreisig aus, drei mächtige Holzkreuze aus Birkenstämmen liegen bereit, einer ist mit Pinsel und Farbe dabei drei Schilder zu schreiben :

« Hier ruhen 500 tapfere französische Soldaten » usw.

Sechs Uhr abends sind wir soweit, es ist bereits düster, truppweise gehen wir in die Gräben zurück.

Merkwürdig, während der Arbeit habe ich die Müdigkeit nicht gespürt, aber jetzt sind meine Knochen wie Blei, die Kräfte lassen merklich nach und ich muss mir noch einen kräftigen Schluck Kognak pumpen, der mir wieder auf die Beine hilft.

Sommerabend in einem Tessiner Waldkeller

von Hermann Hesse

An den Platanenstämmen spielt noch Licht,
Durchs hohe Astgeschlinge blickt noch Blau
Und spiegelt sich im Wein. Im Walde spricht
Mit Kindern eine unsichtbare Frau.
Aus einem Dorf im Tale schallt Musik
Sonntäglich-staubig her und mahnt an Schweiß:
Dort draussen unterm schrägen Sonnenblick
Dampft sommerliche Welt noch schwer und heiß.

Hier aber atmet Waldlaub und Gestein,
Weht Unschuld klösterlich und Feierabend.
Den Bissen Brot, die kühle Schale Wein
Mit holder Zaubertraumkraft fromm begabend.
Farnkraut am Wege duftet scharf und strenge,
Schon wird im Holz der Siebenschläfer wach,
Die erste Fledermaus jagt durchs Gestänge
Gekreuzter Äste ihrem Raube nach.

Und nun stirbt Laut um Laut und Licht um Licht
Der Tag dahin, und aus den Bäumen quillt
Wie Harz und Honig duftend, schwer und dicht
Herab die Nacht, die mütterlich uns stillt.
Es löschen mit dem Tag die Namen aus,
Mit denen wir geordnet unsre Welt:
Platane, Ahorn, Esche, Felsen, Haus
Schmelzen in Eines, hingegeben fällt
Die bunte Vielfalt an der Mutter Brust
Zurück und in der Kindheit dumpfe Lust.

Kraut duftet bang und Pilz, ein Waldkauz schreit,
Das Laubgewirr der Bäume taumelt sacht . . . . . .
Wie selig duftet doch Vergänglichkeit!
Wie sehnt sich Geist nach Blut, und Tag nach Nacht!